

## **Jan Peter Bremer: Still Leben**

Kurzroman, Berlin Verlag, Berlin 2006.

### **Die Idylle, das Gefängnis, ich und du**

(bu) Der 1965 in Berlin geborene Schriftsteller Jan Peter Bremer ist ein Sonderling im heutigen Literaturbetrieb. Seit *Der Fürst spricht* (1996), wofür der Autor mit dem Ingeborg Bachmann-Preis ausgezeichnet wurde, sind von ihm gerade mal zwei schmale Bücher erschienen: Der Roman *Feuersalamander* (2000) und jetzt neu *Still Leben*, ein Kurzroman, der aus gut achtzig Briefen besteht, stets mit derselben Anrede beginnend, mit den Worten „Mein lieber Freund“. Doch der Adressat bleibt anonym, könnte irgendwer sein, könnte den Leser meinen – oder aber der Verfasser der Briefe spricht mit sich selbst. Bremer lässt alle diese Varianten offen, nützt aber geschickt die Intimität, die der Briefform eigen sind, die direkte Sprache, wie sie nur gegenüber einem Freund möglich ist.

Zunächst berichtet der Schreibende von nichts Außergewöhnlichem, vielmehr das Gegenteil scheint der Fall; der Leser wird in eine Idylle eingeladen, ein Familienglück, das sich in einem kleinen Berghaus abspielt: „Aber sieh doch, mein Freund, gerade winkt meine Frau aus dem Garten. Wie hübsch sie hier ist! Hinter mir am Boden die Kinder, und überall, wo ich jetzt hinzeige, blühen Blumen. Ach, mein Freund, wenn man sich so lieb hat wie wir, ist diese Enge der größte Reichtum.“ – Schon im Schluss dieses ersten Briefes schwebt das Tragische mit, auch wenn die „Enge“ noch positiv besetzt zu sein scheint, so merkt der Leser auf. Immer wieder fügt Bremer einzelne Wörter und Wendungen in die Beschreibungen der Idylle, die Dunkles oder Bedrohliches anklingen lassen. Das vermeintliche Glück des Schreibers hat längst Risse bekommen: „Mein lieber Freund, die Tage sind so herrlich, dass ich nicht aufhören kann, an dich zu denken.“ – So beginnt der zweite Brief, und man fragt sich, an welchen (abwesenden) Freund kann der Schreiber unablässig denken, wenn doch sein Leben im Haus mit Frau und Kind „so herrlich“ ist? Tatsächlich erzählt der Schriftsteller mit jedem Satz zwei Geschichten: Eine vordergründige einerseits, die aber andererseits von einer hintergründigen latent unterlaufen wird – wie Sand, der mehr und mehr in Bewegung gerät, das Fundament darauf erst unmerklich, dann bedrohlich ins Wanken bringt. Die Idylle wird zum Gefängnis, und die Suche des erzählenden Ich nach einem Gegenüber, jenem angesprochenem Du, dreht sich unaufhörlich im Kreis; bis sich der Schreiber nur noch tief in seinen Stuhl geduckt an der Tischplatte festklammert – aus lauter Angst, man könnte ihn von seinem Platz tragen ... „denn wenn man einmal für so leicht befunden wurde, mein lieber Freund, dann ist man auch in Zukunft ohne Schutz.“

Wie Jan Peter Bremer auf diesen beiden Erzählebenen spielt, diese in Wechselwirkung bringt, zeugt von einer seltenen Meisterschaft. Diesem Autor gelingt es, sprachliche Präzision und schiere Leichtigkeit in Einklang zu bringen. Und wie nebenbei löst er ein altes Versprechen ein: Bereits im *Feuersalamander* las der Protagonist aus einem Manuskript vor, das sich nun als das vorliegende *Still Leben* offenbart. „Mein Freund“ schrieb er damals auf eine Postkarte, die er an jemand zu schreiben gedachte, „den es nicht gibt, von Dingen, die nie stattgefunden haben“. Beide Bücher stehen in einer eigentümlichen Beziehung zueinander, selbstverständlich aber lassen sich die Briefe in *Still Leben* ohne das Vorgängerbuch lesen – doch wer möchte auf das doppelte Vergnügen verzichten?